

Petöfi und die Wiener.

Zum hundertsten Geburtstag des Dichters.

Bon

Dr. Sigmund Klopstein.

Seit Walter von der Vogelweide in seinen dem österreichischen Boden entstammten Dichtungen auch des Ungarlandes gedenkt, ist das Interesse für Land und Leute dieses Gebietes zu seiner Zeit erloschen. Doch immer lohnt uns das große Stoffland, das heimlich vor den Toren Wiens liegt und national im Sinne Petöfis erst zwischen der Donau und der Theiß sich ausbreitet. Auch die Tala Morgana, die am ungarischen Horizont jährlings auftritt und jährlings schwundet, hat mitgewirkt, die Sehnsucht der Wiener nach der Pustla zu steigern. Sogar vorher, bevor Petöfi sich ankündigte, hat Lenz in seinem Schwarzwanderhause in Wien seine Pastorenlieder in die Herzen der Wiener geschmiedet und aus dieser Stimmung heraus neigten besonders die Frauen Wiens den Dichtungen Petöfis sich zu, die, aus Feuer und Leidenschaft geboren, wie der Sturmwind durch Österreichs Gefilde blieben. Das Wiener Temperament, schon durch die Walzklänge von Johann Strauss Vater bestimmt, hörte wie im Taufschlag auf die Melodien des Liebeslyrik, die das Juwel der Dichtungen Petöfis bilden. Es bedurfte gar nicht langer Zeit, daß es in den Wiener Salons der Adeligen und in den Stuben der Bürgerlichen zur Mode wurde, Petöfi in deutscher Übersetzung zu lesen. Aber nicht nur die Wiener Kreise kannten die Bedeutung Petöfis, auch Alexander Humboldt hat in seiner ersten Art den Genius dieses Dichters gehabt. Allerdings, das war am Anfang nur eine einzelne Stimme, bald aber verfügte sich das Echo und schon traten an den Plan europäischer Anerkennung Heinrich Heine und Rudolf Gotschall, die sich an den Nachgallauten Petöfis nicht genug erfreuen konnten.

Und erschienen als Zeichen der Einbürgung Petöfis in Wien die ersten deutschen Ausgaben seiner Werke. Das Jahr 1848 ist in dieser Beziehung verdientwürdig, weil auf den Exemplaren der ersten Ausgabe Wien als Verlagsort angeführt ist, und wenn auch später, Bremen, Dresden, Basel, Paris und London zögern wollten, Petöfi die Ehre, zweit Petöfi Heraus in deutscher Sprache gewesen zu sein.

Die Buchhändler Herzl, Kuranda, Beder, so abgedrängt sie auch in ihrem Wiener Geschäftchen vergleichbare Druckwerke auszubringen, haben doch das volle Bewußt des Freiheitsgeistes füllter als ihre Staatsminister gehabt, und so waren Petöfis Werke, überzeugt von Adolf Dutz, die ersten Bögen der Freiheitssäume, die im Jahre 1848 die Revolution in Wien vorbereiten halfen. Zu ihnen gesellte sich Anfang der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts der Buchhändler Rosner, der seinen Laden unter den Tageläden hatte und dessen Wirkung darauf gerichtet war, Petöfis Bedeutung nicht nur wie stärker dem Proletariat, sondern auch vornehmern Bürgertumkreisen aufzuschließen. So oft daher zum damaligen Zeitpunkt Wiener Hochspielpalais Józef Lewinsky seine delikatissime Petöfis, überzeugt von Petöfis Werken im Bösendorfer-Saal abhielt, drängten sich schon einige Tage vorher odlige und bürgerliche Frauen in Rosners freundlicher Salontischhandlung zusammen, wo dieser, der in seinem Auftritt an Walter Molari erinnerte, bei Neigung des einzelnen Petöfis-Exemplars — sogenannte auf dem Programm angekündigten Dichtungen in jenseitigem — Petöfi dem Petöfendienst näherbrachte. Aber Geist und Größe bleibten auf die Dauer nicht vereinigt, nur eine Weile noch, und der Wiener Schriftsteller Józef Steinbach war sich bewußt, daß Petöfis Worte an den Heimatfronten erlahmen, wenn nicht ein mit seinem Urteil gleichgearteter Ueberseher erriet, der in Petöfis Ausdrucke das unwürdige Original zu erkennen verstande: Józef Steinbach war dazu ausserordentlich, und er verwendete einen guten Teil seiner Lebenszeit, um durch seine deutsche Übersetzung zu verdeutlichen, daß Petöfi, der die Tiefen und Höhen des Menschengeistes durchdringen hat, nicht verbannnt auf einer Insel stehen darf, sondern daß seine Kinder der ganzen Welt angehören haben. Und da taucht logisch die totalitären Drage auf, warum gerade die Frauen Wiens von dieser Jugendbewegung bewegt waren, wo sie doch auch in der österreichischen Literatur manchen edlen Dichter aufzählen konnten. Voran waren bisher die Wiener Frauen, die das Problem der Liebe keine Neige nach ihnen auswiesen, gewohnt? Eine jene südländische Sehnsucht, die Friedrich Halms Jangmar gibt, wenn er alten Jungfrauen zu Gefallen schmunzelt sagt: „Sag, was ist denn Liebe, ja?“, und darum die berechnende Antwort erhält: „Zwei Seiten und ein Gedanke, zwei Herzen und ein Schlag“. Vor dieser Mauer waren auch die Zeitgenossen Halms angelankelt, eine Mauer, die nur die Tendenz hatte, die konventionelle Geschlechtungen ein formelles Dokument abzugeben.

Es ist mit dem Auftreten Petöfis erwacht eine neue Prägung dieses höchsten Geistes der Menschheit, welches nun nicht mehr als Schwörerei, auch nicht als Tändelei sich aufsetzt, sondern als Freundschaft zwischen Naturen, die entflochten waren, auch in den Differenzen des gemeinsamen Schicksals einander anzugehören oder schwingend zu entgehen. Wie haben daher Petöfis Gedichte auf Rückende entnebelt, sondern erhalten und feierlich.

Die lieben Jungen, die den Boden aufzufrühren, zeigen zugleich die Begütern an; so enthalten auch die mannigfaltigsten Geschichten des Lyrik Petöfis den strengen Hintergrund der Moral, die trotz Weisheit die Selbstverzehrung nicht duldet. Petöfi stellt höhere Ansprüche an die Liebe, als manche andere bedeutende Dichter. Ihm genügt die Sehnsucht nach dem Holden und Juilien nicht allein; er verlangt von seinem Mädchen noch beiderlei die ethische Eigenheit der Güte, die doch die Goldprobe des Charakters ist:

„Gön in schön, ob blond, ob dunkel,
Gön in schön, ob blau, ob grün,
Weit der See! nur du gefüsst
Als der Fuß' nur im Bund.
Denn ich soll ein Bräutchen hätte,
Kön, ich neinte mein Los!
Ob Blondine, ob Brünette,
Günzel, ob klein, ob groß.“

Wen aber Petöfis Jünglinge gleich beim ersten Aufkommen die Güte bejewellen, weil sie auf den Granit der Sandeswohnteste stecken, dann entzagen sie, noch im Alschied ihre männliche Seele zeitigend?

Was antwortet der Baron der Gutshein, der ihn aufsprengt, das geflohene Kind zurückzugeben?

„Doch steht sich der Baron,
Der auf sie ist, steht sie,
Doch gilt es zu jagen,
Doch gilt es zu rieben.“

Doch wiste im Fluge
Den Kunden zu laufen,
Mir trüebt es zu Gutshein
Im Raum und Platz.
„Nicht Guß den Betrieb nicht,
Sie ist zu Gemüte,
Mir habe ja noch Werde
Kunig im Gehütt,
Mir, der ich im Buera
Mir e in Hera behütt,
Mir steht eine Tochter,
Mir steht sie auch d' u.“

Wie auch er entslossen, seine höchsten idealen Erzeugnissen aufzuzeigen, wenn er dafür Gegenlebe eintauschen könnte:

„Was d' u' kann geben?“ — „Nimm den Frühling
Küm meinen zwanzig Jahren hin,
Küm mein Leben, Feingärten,
Die lädtest mir entgegenkämpf,
Und geht des Ruhmes Weg zum Himmel,
Und wird ihm Segenheit zu teil,
Küm mir ein kostbares Habhabert
Küm meinem Glück.“

Nun ist es eindrücklich, daß Petöfi nicht nur in Ungarn, sondern auch in Österreich ins Volk drang. Die „Wiener Sonnabblätter“ wurden nicht minder, von Woche zu Woche die fröhlichen Gestlinge seiner Muse abdrucken, und da Ludwig August Frankl, der Herausgeber dieser Zeitschrift war, so war Petöfi im Schaffen dieses österreichischen Dichters gut geborgen. Der schweigsame Urlaub war viel beliebter von den Volksköpfen der östlichen Petöfis und Ludwig August Frankl feierte in Wien und Spitz den ungünstigen Dichter, der gleich dem tatarischen Spros in den Requisiten Petöfis zum Freiheitsflügling sich wandelte.

So vollends die Spuren des Einbaumhanges deutscher Dichter mit Petöfi ausgefüllt zu haben, ist jedoch nicht deutlicher literarisch, sondern Moritz Loetz zu verdanken, der in einer großen Ausgabe zu den Werken Petöfis im Sachsgrefter Umland, Seine, Dog, Leutwitzburg, Klausius Grün erinnert, die auf Petöfi gestaltet eingewobt haben. Nun, da diese Namen mittler im freudigen Strom auflaufen, wünschen Sie uns gleich versprengten Blüten auf reichen Grunde zu, und wo bald wieder diese Namen schwinden, wartet uns Moritz Loetz vergleichend und sichtend noch mit einer uns Wiener willkommenen Geduld auf. In der Öster. Akademie hatte Petöfi Gelegenheit, die Wiener Volksfest von deutscher Schauspieler dargestellt zu sehen. Den kennen ill es bekannt, doch die Volksposse trieben Entlagen enthalten, die geändert ließ sich eine ursprüngliche Melodie entflingen lassen. Einem winzigen Einfall verdankt es nun Petöfi, daß er diese für ihm treue Melodie, die sich auf das Schätzchen der Beichte und Absolution eines Liebespaars bezieht, schmuggelnd aus der fremden Umgebung herauftauchte, und als österreichisches Volkslied unter Angabe der Quelle seinen ungarischen Dichtungen einverlebt.

So nutzte Petöfi auch in Wiener Böden, und trotz seiner rebellischen Natur war er auch in der Wiener Hoiburg in großer Popularität. Kaiser Franz hatte Petöfi, angerettet durch Lob Heinrich Heines, ihren Abkömmling gebunden und auch Kronprinz Rudolf wandte in seinen Spuren und ließ manche reizende Volkslieder Petöfis von Wiener Komponisten, besonders von Steiner, vertonen. Die Popularität Petöfis am Wiener Hof war dadurch von politischer Bedeutung für die Herrschaft der Habsburger in Ungarn, die immer neuer Meizingen bedurfte, um sich national zu behaupten.

Das Interesse der Wiener an Petöfi wurde noch durch seinen Heldentod in der Schlacht bei Segesvár gefeuert. Ein leidender Sohn vermied durch seine Langenstiche ein Leben, das dazu bestimmt war, die herzlichen Ideen der Menschheit zu verteidigen. Wiens Anteilnahme an diesem Heldentod verklärte sich, als Stimmen laut wurden, die nicht von dem Heldentod Petöfis, sondern von der Grausamkeit deszelben in Südmähren berichteten. So die Wiener Schriftsteller Ludwig Hevesi und Gustav Heine noch dadurch den Aulus geboten, die Legende von der Grausamkeit Petöfis zu zerstreuen und gleich Moritz Loetz den unzähligen Heldenten des Dichters an der Hand von Augenzeugen festzustellen.

Nun denn, zur Jahrhunderfeier von Petöfis Geburtstag versammeln sich abermals die Frauen Wiens, um gleich ihren Müttern den edlen Petöfi Petöfis zu danken, die unsterblich sind, weil sie des Menschen Geschick und Weis im eigenen Ursprung und im Sinnbild der Weltseele vertrüben.

Verblüffender Besuch.

Die Tochter Maria Antoinette meldet sich zum Regierungsratamt.

Die nachstehende Scene hat sich buchstäblich so, wie wir sie in folgenden Sätzen, zunächst in Wien abgespielt:

„Im prächtlichen Audienzaal aus dem XVII. Jahrhundert eines unserer liebenswürdigsten und fähigsten Funktionäre, der die uralten Schätze der Vergangenheit Österreichs zu behüten und sie der wissenschaftlichen Forschung zur Verfügung zu stellen hat.“

„Eine dunkel gekleidete, hochgewachsene, sehr vornehm aussehende Dame tritt ein.“

Der hohe Funktionär, sehr zuvorkommend: „Wermit kann ich dienen, gnädige Frau, und mit wem habe ich die Ehre?“

Die Dame sehr erstaunt: „Ja, ist denn mein Besuch Ihnen, Herr Baron, nicht angemeldet worden?“

Der hohe Funktionär: „Mein, meine Gnädige, ich bin von Ihrem Kommen nicht unterrichtet worden.“

Die Dame: „Das ist aber höchst fatal. Ich bin in großer Verlegenheit. Wären Sie bewährteicht worden, so würde Ihnen schon alles klar sein. So weiß ich aber wirklich nicht...“

Der hohe Funktionär: „Bitte, gnädige Frau, vielleicht mit doch zu sagen, was mir das Vergnügen verschafft.“

Die Dame: „Es handelt sich um ein wichtiges Staatsgeheimnis, das Sie sofort durchdringen hätten, wenn Ihnen mein Name genannt werden wäre...“

Der hohe Funktionär: „Ja also, wenn Sie mir das Geheimnis nicht verraten können, dann bitte, gnädige Frau...“

Die Dame: „Doch' ich aber an einmal getozen bin, so will ich Sie nicht umsonst bemüht haben. Also hören Sie. Ich bin die Tochter der Königin Maria Antoinette und halte den Augenblick für gekommen, die Regierung in Österreich anzutreten. Man hat mich an Sie gewiesen, damit Sie mir die Schritte angeben, die ich zu unternehmen habe, um die notwendigen Formalitäten für meine Thronbesteigung zu erfüllen.“

Der hohe Funktionär (erst sehr verplex, dann aber recht gesättigt, mit großer Geistesgegenwart): „Früher war für solche Angelegenheiten die kaiserliche Privatstaatskanzlei kompetent. Jetzt, glaube ich, ist die Konzili der Herrn Bundespräsidenten die beaufsichtigte Stelle zur Abwicklung derartiger Geschäfte. Wenden Sie sich daher, gnädige Frau, mit Ihrem Anliegen dorthin.“

Die Dame: „Ich werde Ihnen gesäßigen Rat befolgen. Bitte aber noch die Freundschaft zu haben, jetzt sofort telefonisch in der Konzili des Herrn Bundespräsidenten meinen Besuch und dessen Zweck anzukündigen.“

Der hohe Funktionär setzt den Fernsprecher in Bewegung. Da an diesem Tage alles außerordentlich ist, erhält er gleich die gewünschte Verbindung und macht der Präsidentenstaatskanzlei die erbetene Mitteilung. Die Tochter Maria Antoinette, die übrigens ihrer Mutter frappant ähnlich sieht, dankt dem hohen Funktionär für seine liebenswürdigkeit und empfiehlt sich gnädig vor ihm.

Der hohe Funktionär macht nicht die geringste Anstrengung, den hohen Besuch zurückzuhalten. Die Präsidentenstaatskanzlei scheint aber doch nicht die kompetente Stelle für Thronbestätigungen zu sein, denn bisher hat man noch nichts vom Regierungsratamt der Tochter Maria Antoinette gehört.

Vielleicht kann die Kunsthochschule im Steinbogen über das weitere Schicksal der unglücklichen Kunst geben.

Waran arbeiten Sie?

Die Rundfrage des „Neuen Wiener Journal“ bei Schriftstellern und Künstlern.

Wie alljährlich hat auch in diesem Jahre das „Neue Wiener Journal“ an eine Reihe herausragender Persönlichkeiten des schriftstellerischen und musikalischen Schaffens die Frage gestellt: „Waran arbeiten Sie gegenwärtig?“ Unjere Leiter, die an dieser Rundfrage iets großen Anteil genommen haben, werden sich freuen, aus den zahlreichen Antworten einen kleinen Einblick in die Arbeit des geistigen Österreich und Deutschland zu erhalten.

Dr. Raoul Auernheimer:

„Ich arbeite zurzeit an der Durchführung der Ausstellung meines Schriftsatzes „Das Kapital“ und an der Ausgestaltung einiger Seiten meines Buches „Der gute König“ für die bevorstehende Aufführung im Akademietheater.“

Hermann Bahre:

„Ich arbeite zurzeit an der Durchführung der Ausstellung „Das Kapital“ und an der Ausgestaltung einiger Seiten meines Buches „Der gute König“ für die bevorstehende Aufführung im Akademietheater.“

Julius Wittner:

„Ich habe eine neue Oper „Das Rosenkärtlein“ vollendet, deren Uraufführung am 15. Februar am Nationaltheater in Mainz unter Kapellmeister Erich Kleiber stattfindet. Weiter habe ich einen neuen Liebeszyklus geschrieben, den ich aber vorläufig mit dem Titel „Lege, weil die Lieben kommt“ verdeckt habe, wenn man heutzutage mit Lieben kommt, in schwer Anglistikende verfaßt. Da ich ein weiches Herz habe, kann ich die Armen nicht leben lassen und schließe die Schreibzettelade zu. Seit etwa einem halben Jahr arbeite ich nun all den obigen Sachen, an einer Symphonie. Wenn das mein Verleger erfreut, wird ich sie veröffentlichen.“

Paul Gussow:

„Herrzlich bin ich mit der Komödie meines neuen Romanes „Die Feuerzweig“ beschäftigt, der in altertümlicher Zeit im Ritter-Vorlag erscheinen wird. Der Roman überliefert eine seitliche Begebenheit auf dem ältesten Hintergrund des früher Freiheitskrieges von 1809. Eine neue Arbeit, „Das Gotrolorenköt“, die Geschichte eines Sommers, ist im Entstehen begriffen. Eine Reihe kleiner Erzählungen soll in kurzen als Sammelbandchen in einem deutschen Verlag herauskommen.“

Franz Theodor Gisler:

„Ich habe ein Drama „Gesch“ vollendet, das seine Uraufführung voraussichtlich in Wien erleben wird. Zurzeit beschäftigen mich Pläne zu einem neuen Drama, das „Menschenpaar“ heißen soll.“

Dr. Paul Eger:

„Ich arbeite gegenwärtig an drei Einaktern, die zum Teil tragischer, zum Teil in grotesker Form die Stunde vor dem Tode schildern und zeigen, wie stark gerade in solchen Momenten die Lebensbeschreibung ist.“

Alexander Engel:

„Ich habe vor kurzem eine dreigliedrige Komödie „Die Freunde des Ministers“ vollendet, die im Januar an den Kammerspielen zur Uraufführung gelangt. Gegenwärtig arbeite ich an einem Roman, betitelt „Geldstaat“.“

Edmund Ebeler:

„Ich habe einen großen Alt-Wiener Film: „O du lieber Zugluß“ in Muß gesetzt. Außerdem arbeite ich an einem musikalischen Schwan und an zwei großen Operetten.“

Ludwig Fulda:

„Es liegt mir gänzlich fern, zu rasten und zu seilen; ich rede nur nicht gern von ungelegten Sachen.“

Leopold Jacobson:

„Ich arbeite daran, während der jetzt im Johann-Strauß-Theater stattfindenden Proben zu meiner mit Rudolf Österreich gemeinsam verfassten und von Jean Gilbert vertonten Operette „Kajia, die Tänzein“, meinem Mitarbeiter begierig zu machen, daß das neue von uns für Eduard Künnecke bestimmte Libretto „Das Werk im Purpur“ noch im Laufe der nächsten drei Tage fertiggestellt sein muß, um Zeit für seine Werke zu gewinnen — ich weiß momentan nicht: sind es drei oder fünf oder seben — die nach Fertigstellung (richtiger: Vollendung) scheien.“